

Das Meer aus den Wiesen

Ja, diese Weite, diese Unendlichkeit, die aus diesen Zeilen fällt. Bei mir gibt es keine 100 Heiligen, höchstens 100 000, die es zu sein glauben. Ein Blick aus meinem Fenster offenbart mir den Verlust: Kein Meer, nur Felder, Wiesen, Wald. Aber können Felder, Wiesen, Wald ein Meer ersetzen? Dieses Blau, diese 100 Farben von Blau, diese 100 000 Nuancen? Die Gischt, die sanften Wellen, die wie flinke kleine Finger den Nacken des Nachbarn kraulen, die Springfluten, das Anstürmen gegen das verhasste Land, der kleine Klau von Erde, von Sand, von Stein. Tag für Tag. Jahr für Jahr. Hier sehe ich braches Land. Flach, flau. Selbst die Farben sind von gestern. Kein Weizengelb, kein Tannengrün, kein Ackerbraun. Nur grau und flau und eine Himmelsfarbe zum Erbarmen.

Welcher Maler hätte je so ein jämmerliches Gemisch aus blassblau und grauweiß auf seiner Palette? Selbst die Hühner des Nachbarhofes haben ihre Stimmfarbe verloren. Mühselig und altersgrau gackern sie vor sich hin, der Hahn überlegt es sich zweimal, ob er krähen soll. Und wenn, dann so jämmerlich, als trauere er um das verlorene Meer, das sich aus Gram unter die Äcker und Wiesen und Wälder zurückgezogen hat. Auch die Katzen schweigen. Sie liegen auf der Hausbank und blinzeln in die müde Sonne. Oder biegen sich um die kleine griechische Steinsäule vor dem Hauseingang. Traurig hängt der Efeu aus der Schale über ihnen fast bis an die Pelzhohren. Die Pferde wollen nur eins: Fressen. Die Sonne kann sie „kreuzweise“, solange der Stall voll Heu ist.

Ja, das Meer. Musik ersetzt es nicht und nicht Zimmerwände, gefärbt von blauem Wandgetier. Fotos nicht und nicht das Bad am Abend mit einem Glas Ouzo. Der Duft. Die Farbe. Ich kann es fühlen, ich habe es in mir wie einen Virus, einen Schläfer, der erwacht, wenn man es nicht erwartet. Dann schwappen die Wellen über und überspülen mein Leben, wühlen es auf und verfolgen mich mit Bildern, die nicht mehr löscher sind. Und alles ringsumher, Fischer mit hellbemalten Booten, stets neu geflickten, meist gelben, Netzen, Harpunen, Dynamit-Stangen (nur unter Bord, gut versteckt), grauen Flossen, die durch die Wellen surfen. Schwimmer, nur als Köpfe erkennbar, mit winzigen Flossen das riesige Wasser durchstoßend, nackte, pissende Kinder mit gelben Haaren, Strandliegen, einheitlich blau, Sonnenschirme, einheitlich strohgelb. Eine Strandtoilette, einheitlich für M und W, die Abwässer verbotenerweise ins Meer entlassend, wo die schlechten Schwimmer große Schlucke nehmen und die Digitalkamera für die extravagante Landaufnahme vom Meer aus aus Versehen im tiefen Blau versenken.

Ach, wollte ich nicht ein Loblied aufs Meer singen? Wie mich die Urlaubserinnerung zurückholt aufs Bauernland! Ja, das hier könnte gefüllt sein mit Wasser. Ich muss nur versuchen, die roten, braunen und bleichen Touristen aus dem Gedächtnis zu löschen. Das Meer allein. Ja. Allein. Dann würde der Wald im Hintergrund ein Auwald sein, leicht umspült von leichten Wellen, falls Westwind kommt (kommt nie!). Dann würde der Blick vom blauen Tischchen hier durch die Halbgardinen ein Blick auf grünblaues Gemenge sein, auf Unergründliches, auf Geheimnisvol-

les, auf Gehaltvolles. Die Birke und die Birne – ja, so weh es tut, sie würden wohl abfaulen im salzigen Nass. Aber es würde Jahre dauern. Und ich könnte an ihrem Sterben teilhaben. Sehen, wie sie langsam in das riesige Salzbecken sacken. Ein oder zwei Äste würden vielleicht noch aus dem Wasser ragen. Als Mahnung? Vor was oder wem?

Und unwillkürlich höre ich Zorbas-Musik und sehe vor dem Wald zwei Bauern auf ihren Traktoren tanzen. Und krachend fällt der ganze Wald in sich zusammen und alle Bauern aus der Gegend kommen zusammen und klatschen und lachen und entzünden aus dem „gefallenen Holz“ ein gigantisches Lagerfeuer und rösten und braten die Köstlichkeiten aus meinem Meer. Tintenfische (Vor dem Verzehr am besten gegen ein paar Betonköpfe schlagen, mehrmals), Hai, Krabben, Muscheln, ein paar Makrelen. Auch eine Katze, die vor Jahren beim Mausfang zwischen die böartigen Krallen des Mähdreschers gekommen ist, kommt, vom Meer geheilt, zum Vorschein, und hat großes Interesse am Ausweiden der Meerestiere. Und Birke und Weide, inzwischen nur noch Erinnerung, steigen aus den Fluten und bieten Schatten und Nachtsch.

Mäuse und Katzen nehmen sich an der Hand und tanzen den Metzgeranz. Und die Mäuse wissen dabei, dass der Name des Musikstückes ihnen näher liegt als den größeren Tanzpartnern. Aber dennoch schwingen sie ihre Füßchen und bewegen ihre Schnäuzchen nach links und rechts und verwickeln ihre Beinchen in ein unentwirrbares Geflecht aus Schlenkern und Schwenken und Einhaken und Ausbalancieren, und dies alles in der Luft. Denn die Kat-

zen haben sie in ihre Krallen genommen und bilden einen Halbkreis, in dem die Mäuschen an den mächtigen Tatzen hängen und um ihr Leben tanzen. Und wenn die Bouzuki schweigt und die Flaschen leer sind, der Mond sich einen lacht und das Meer sich eingerollt hat hinterm Wald zum Schlaf, dann sagen die Katzen „sorry“ und fressen ihre Tanzpartner auf. Und bleiches Land bleibt zurück beim Wechsel der Gezeiten. Wald und Wiese und Acker bieten ihren üblichen trüben Anblick. Dort, gleich neben der alten Weide, ein Mäusekopf. Eine winzige Pfote neben der größeren Wurzel der Birne. Nebel zieht auf. Ich warte, wochenlang. Das Meer kommt nicht mehr zurück.